



Eine Mutter sitzt am Bett ihres kranken Sohnes. Im Kinderspital mangelt es an medizinischen Gütern.

«Wir leiden mit unseren kleinen Patienten»

Im Kinderspital in Lwiw führen Ärztinnen und Pfleger einen anderen Kampf: jenen um das Überleben kranker Kinder

ULRICH SCHMID, LWIIV

Jedes Mal, wenn die Fliegeralarmsirene aufheult, erhebt sich der kleine Anton «schnell wie ein Soldat» und geht mit den Pflegerinnen und rund sechzig anderen kleinen Patienten hinunter in den Luftschutzkeller des Kinderspitals in Lwiw. «Like a soldier», sagt Anton und lächelt versonnen, das Englische ist schon ein Teil seiner Welt. Es sei zwar etwas eng im Luftschutzraum, aber «gar nicht so schlecht». Es gebe Matratzen zum Schlafen, er bastele kleine Papierfiguren, und gerne singe er mit den anderen Kindern und den Schwestern und Pflegern die Nationalhymne. Die gefalle ihm.

Anton ist dreizehn Jahre alt. Er hat einen Gehirntumor, den man in der Ukraine nur hier im Kinderspital Lwiw behandeln kann. Die Chemotherapie hat ihn die Kopfhare gekostet. Aber vielleicht rettet sie sein Leben – wenn er es nicht auf andere Weise verliert, im Krieg gegen Putins brutale Aggressoren. Anton ist am Vortag aus Borislav gekommen, 50 Kilometer südlich von Lwiw. Wir können nicht lange mit ihm reden, die Zeit drängt. Die Zeit drängt immer in diesen Wochen des Krieges. «I like doctor», sagt Anton. Das ist nichts Antrainiertes, Anton liebt die Ärzte und die Schwestern wirklich. Er weiss sehr wohl, dass sie es sind, die ihm das Leben retten. Und was möchte Anton einmal werden, wenn er gross und wieder ganz gesund ist? «Finanzberater.»

«Ich dachte, sie überlebt nicht»

Drei Stockwerke tiefer treffen wir Olga und Jewhenia, eine junge Mutter und ihre Tochter. Sie kommen aus Charkiw, sind erst an diesem Morgen in Lwiw eingetroffen und sollen noch am selben Tag weiter nach Polen gebracht werden. Olga hält ihre Tochter im Arm und streichelt sie unablässig. Was sie erzählt, ist eine Geschichte des Grauens, wie man

sie im modernen Europa nicht mehr für möglich gehalten hätte. Bis 2014 lebte Olga im Donbass. Dann kam die erste russische Aggression in Donezk und Luhansk, «ich verlor alles». Sie floh nach Charkiw, wo sie Jewhenia zur Welt brachte – eine Frühgeburt, ein behindertes Kind und doch ihr Ein und Alles. Jewhenia ist heute fünf Jahre alt. Sie hat Krämpfe und epileptische Anfälle.

Trotz alledem lebten Olga und Jewhenia «ein leidlich glückliches Leben». Bis der Krieg anfang. «Ich sah es kommen. Wir alle sahen es kommen.» Rund einen Monat vor der Invasion, sagt Olga, hätten auffallend viele Russen Wohnungen in Charkiw gemietet und spioniert. Dann kam der Einmarsch, die Bomben fielen, ihre Welt versank in Schutt und Asche. Olgas Quartier geriet unter schweren Beschuss, die junge Mutter lag die meiste Zeit auf dem Boden ihrer Wohnung, ihr krankes Kind im Arm. Nach ein paar Tagen floh sie in eine Metrostation, doch auch da hörte sie die ganze Zeit, wie Bomben und Raketen einschlugen. Es war kalt, Jewhenia erhielt die Medizin nicht, die sie braucht – «ich dachte, sie überlebt nicht».

Doch dann kam Hilfe. Eine alte Kollegin, die bei der Eisenbahn arbeitete, besorgte Olga zwei Fahrkarten nach Lwiw. Im Zug herrschte ein Chaos ohne Gleichen, die Menschen kämpften um ihre Plätze, alles schrie, «und gleichzeitig schauten auch alle immer nach draussen, hoch in den Himmel. Wir hatten Angst vor weiteren Bomben.» Zwanzig Stunden dauerte die Fahrt über Kiew nach Lwiw.

Die Lage in Charkiw schildert Olga als grauenerregend. Jede Ordnung sei zerfallen. «Alle sind bewaffnet, unsere Leute, die Russen, alle. Alles ist zerstört, über unsere Köpfe hinweg flogen die Flugzeuge, und jedes Mal mussten wir in Deckung gehen.» Olga arbeitete in einer kleinen Reha-Station, die sich um Patienten wie ihre Tochter kümmert.

«Doch am Schluss fehlte es an allem. Wir hatten keine Medikamente mehr. Die Kinder starben. Wie die Fliegen.»

Olga ist froh über die Zuflucht, die sie am Kinderspital in Lwiw gefunden hat. Sie ist froh, bei ihrem Kind zu sein. Und sie ist froh über die Hilfe aus dem Ausland, vor allem die der Polen. Und doch, so ist das eben manchmal, möchte sie eigentlich nicht weg. «Ich möchte zurück nach Charkiw», sagt sie.

Das Personal ist ausgelaut

Wie sich Ärztinnen, Ärzte und das Pflegepersonal halten in diesen schweren Stunden, ist schlicht grossartig. Ruhig, sachlich und gefasst tun sie ihre Arbeit, obwohl ein Trubel ohne Gleichen herrscht. Vor dem Spital halten Busse und bringen neue Patienten, andere machen sich bereit für die Fahrt an die polnische Grenze. «Wir leiden mit unseren kleinen Patienten», sagt Natalia, eine Angestellte, die für die Kommunikation mit Ausländern verantwortlich ist. Sie verbreitet energiegeladenen Optimismus. Doch dann und wann, wenn sie sich unbeobachtet fühlt, sinkt ihr Kopf nieder, was Augen fallen einen Moment zu, und man sieht, wie unendlich müde und abgekämpft sie ist. Diese Menschen leiden nicht nur mit: Sie opfern sich auf.

Ausgelaut ist auch Bohdan Romanischin, der Chef der chirurgischen Abteilung. Der 48-Jährige bezeichnet die Lage als «vorderhand ruhig», er scheint zu ahnen, was aus dieses Spital noch zukommen kann. Rund hundert Kinder würden derzeit hier gepflegt, sagt er. Doch die Zahlen ändern sich schnell, weil viele Kinder nach Polen verlegt werden und weil aus umkämpften Gebieten im Osten ständig neue Patienten herangebracht werden. Allein aus Charkiw sind in diesen Tagen 47 Kinder angekommen.

Romanischin gibt sich ruhig und bedächtig, er ist ganz Arzt. Doch was er sagt, ist alarmierend. «Wir haben nur

noch geringe Reserven an Medikamenten. Das Problem ist, dass üblicherweise ein grosser Teil des Nachschubs aus Kiew kommt. Doch darauf haben wir kaum noch Zugriff.» Deshalb wäre es gut, alternative Lieferwegen zu finden – über Polen, die Slowakei, Ungarn. Das Spital braucht viel, laut Romanischin vor allem Antibiotika und Insulin.

Ein alter ukrainischer Freund, der seit Jahrzehnten in dieser Sparte arbeitet, weist auf die zunehmende Brutalität der russischen Aggressoren hin. Er bitet um humanitäre Hilfe für die Verteidiger, die Zivilisten und die vielen Binnenflüchtlinge, die es gar nie ins Ausland schaffen. Dringend gebraucht werden Blutkonserven, Feldlazarette, Schlafsäcke und Isomatten, Liegen, Überlebensrationen, Leuchten, Batterien und Wasserentkeimungsanlagen. Auch Treibstoffe jeder Art seien willkommen.

Unterstützung aus der Schweiz

Das Kinderspital in Lwiw arbeitet mit vielen Ländern zusammen und ist auch von der Schweiz aus lange grosszügig unterstützt worden. In diesen Tagen organisiert der Zürcher Kinderarzt Jürg Streuli einen Transport mit dem Ziel, Dinge in die Ukraine zu bringen, die man dort nicht mehr kaufen kann. Er klopft bei Ärztevereinigungen, beim Kinderspital und bei anderen Spitalern an und sammelt, was man dort andernfalls verkauft hätte – kein Ausschuss, «kein Abfall», wie Streuli betont, sondern gute Ware, die Leben retten kann.

In der kommenden Woche soll ein 40-Tonnen-Lastwagen die Reise in die Ukraine antreten, vollgeladen mit einem Röntgengerät, einem OP-Tisch, Verbandsmaterial, mit blutstillenden Medikamenten, Nahtmaterial und Stühlen. Es ist ein erster Transport, man muss fürchten, dass noch viele nötig sein werden. Die Kinder und die Ärzte in Lwiw werden froh sein über die Hilfe.